

FRÜHZEITIGE WARNUNG

Nach einem furchtbar verpatzten und deshalb vorzeitig abgebrochenen Ostsee-Urlaub saß ich im Zug von Stralsund in Richtung ersehnter Heimat. Am Zeitungsstand in der Bahnhofshalle hatte ich, quasi als ersten Trost, eine Jagdzeitschrift erstanden. Ein Ehepaar reiferen Jahrganges entschied sich ebenfalls für dieses Abteil.

Ich half beim Verstauen von Koffern und Taschen. Dann, auf freier Strecke, zog die mir viele Jahre später tief ins Jägerherz Einzug haltende Landschaft Mecklenburgs vorüber. Sommerruhe lag über abgeernteten Feldern. So weit man blicken konnte, von der Sonne vergoldete Weizen- und Roggenstoppel, über deren Weiten die Luft flimmerte. Schließlich hielt ich die Fachzeitschrift vors Gesicht und verriet dadurch dem Mann gegenüber meine Interessen. Als ich wieder einmal über den Zeitungsrand blickte, sprach der mich an.

Ob ich aktiv mit der Jagd zu tun hätte, wollte er wissen. Damals, um die siebzehn Lenze jung, war ich doch schon in eine Jagdgesellschaft integriert. Das schien den Frager zu freuen und wir kamen ins Gespräch. Er betrieb im Gebirge eine große Bäckerei. Die Jahre, welche zwischen unserer damaligen herzlichen Begegnung und meinem derzeitigen Erinnern über das Erzgebirge zogen, lassen mich lediglich annehmen, dass diese sich in Annaberg befand. Der nette Herr war bereits seit Jahrzehnten Jäger. Sein Familienname blieb mir wegen einer lustigen Konstellation fest im Gedächtnis. Der Mann hieß nämlich Wild.

Als er mir dann noch offenbarte, dass sein Weidwerk auch Rotwild einschloss, war mein Interesse an der Zeitschrift für lange verfliegen. Dann gab er mir noch etwas mit auf den Weg.

„Soll die Jagd dich in Zukunft nicht zu sehr enttäuschen, musst du noch eines wissen, junger Freund. Nirgendwo gibt es mehr Egoismus, ja, Niedertracht, Hinterlist und vor allem Neid, als unter Jägern.“

Diese Offenbarung hat mich damals sehr irritiert, in mir geradezu seelischen Widerstreit ausgelöst, konnte den Mythos des edlen Jägerlebens mit Kameraden, die einer für alle und alle für einen einstehen, damals aber noch nicht erschüttern. Denn in den schneereichen und frostharten Wintermonaten beschickte ich zuverlässig täglich die mir anvertraute und zusätzlich die Fütterungen der Jagdscheinhaber, welche sich, zum Ärger des Jagdleiters, nur hin und wieder samstags in den Tiefschnee wagten. Zudem legte ich Lockfütterungen an. Wenn sich dann das damals bei uns noch rare Schwarzwild einstellte, brauchte sich mancher nur noch anzusetzen. Das Wild wurde „angebunden“, wie der Jäger sagt.

Ort und Zeitpunkt des Erscheinens manch altheimlichen Rehbockes erkundete ich für jene, deren Zeit hierzu viel zu bemessen war, wie sie mir sagten. Bau und Instandhaltung jagdlicher Einrichtungen waren mir Selbstverständlichkeit. Hundeführer konnten beruhigt verreisen. Ihre Vierbeiner waren bei mir in guter Obhut. Sollte mir jemals einer dieser Männer mit Niedertracht oder Neid begegnen? Unvorstellbar! Man konnte nicht wissen, ob sich jemand der Fremden, die sich zeitweise mit im Zugabteil aufhielten, dafür interessierte, was sich da über Jagdverhältnisse erzählt wurde. Denn zur Jagd gehört das Führen von Schusswaffen – in der DDR ein höchst sensibles Thema. Es



galt also vorsichtig zu sein. Deshalb hatte sich Herr Wild mit dem Hinweis auf Niedertracht und Hinterlist auch bereits „weit aus dem Fenster gelehnt“.

Tatsächlich spielten sich auf der politischen Bühne jener Jahre Dinge ab, die einem Jugendlichen kaum vorstellbar waren. Davon zeugen auch Namen ehemaliger Jagdgesellschaften, wie beispielsweise „Jagdgesellschaft 23. Jahrestag“ Hohenstein Ernstthal. Bei Landwirtschaftsbetrieben war das nicht anders. Es gab beispielsweise auch eine LPG „Staatsgrenze West“. Den Funktionären genügte der Ortsname der jeweiligen Institution nicht, sondern es musste unbedingt noch einer „draufgesetzt“ werden. Darin überbot man sich gegenseitig, um jedermann klarzumachen, dass Linientreue gefahren wurde um unmissverständlich zum Ausdruck zu bringen, wer das Sagen hatte.

Ich bereue zutiefst, den Jäger Wild nie aufgesucht zu haben. Denn mit dem heutigen Wissen ist mir klar, dass er mich nach intensiverem Kennenlernen sicher auch darüber aufgeklärt hätte, wovor und vor allem aber vor wem es sich strikt zu hüten galt, wollte man die Jagdeignungsprüfung ablegen und danach - auch Jäger bleiben.

Erst nach der politischen Wende wurden auch mir Werke bedeutender Jagdschriftsteller zugänglich, die in ihren Erzählungen mit Witz und Humor, aber auch mit Schärfe den Jagdneid erwähnten und gegen andere Eigenschaften Front machten, welche unsere Jagd vergiften. Nie habe ich sie deshalb etwa als Nestbeschmutzer der grünen Zunft gesehen. „Was mich an der Hirschjagd am meisten stört“, beklagte der bekannte Tierfotograf und Jäger B. Winsmann-Steins, „ist der regelmäßige Menschenauflauf nach einer Erlegung. Zum Streckenplatz erscheint manchmal eine Hundertschaft und jeder macht mehr oder weniger kluge Bemerkungen – nicht selten aus purem Neid -, die dem Erleger die Freude an der Beute vermiesen. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass Hirsche auf Dauer den Charakter verderben – jedenfalls werde ich niemals so oft belogen wie während der Hirschbrunft“.

Vor einer zumindest genau so schlimmen Welle, die erst nach den politischen Ereignissen 1989 sintflutartig nun auch über die Jagd und Jäger Ostdeutschlands hereinbrechen sollte, konnte mich der erfahrene Mann während unserer Eisenbahnfahrt also noch nicht warnen. Das hätte er jedoch ganz sicher, wenn er damals um ihre schier ungläublichen Auswüchse gewusst hätte. Auswüchse, welche die Jagd als eine der letzten Bastionen individueller Freiheit unter der Last ständig wechselnder Machtverhältnisse und deren ideologisch gesteuerten Regularien zu erdrücken drohen.

Bereits der Reformator Martin Luther gelangte zu folgender Erkenntnis:

*„Den Mann erkennst du beim Spiel,
auf der Buhlschaft
und bei der Jagd“*

Im Katechismus der katholischen Kirche zählt Neid zu den Todsünden. Doch keiner ist vor ihm gefeit – auch wir Jäger nicht!

Wer will schon ein Neider sein? Denn ist man von seinen Mitmenschen als ein solcher erkannt, haftet dieser Makel an einem wie Pech. Woher kommt diese unangenehme Gefühlsregung?

In erster Linie sind wir neidisch, wenn jemand etwas erhält oder ihm etwas gelingt, was uns selbst verweigert wird – obwohl wir so sehr danach gestrebt haben. Hinzu kommt die Überzeugung, dass



FRÜHZEITIGE WARNUNG

wir es eigentlich verdient hätten. Neid stellt sich also immer dann ein, wenn wir meinen, zu kurz gekommen zu sein.

Destruktiver Neid ist daran zu erkennen, dass der beneideten Person die spezielle Waffe oder das Weidmannsheil missgönnt wird. Statt nach Lösungen zu suchen, wünscht sich der Neider, dass die neue Waffe des Beneideten nicht mehr funktioniert. Destruktiver Neid zieht also Emotionen wie Hass, Verrat, Sabotage und sogar zerstörerische Handlungen nach sich.

Aber ist Neid wirklich immer negativ?

Neid muss nicht zwangsläufig nur negativ sein. In der Psychologie unterteilt man ihn deshalb in destruktiven Neid und konstruktiven Neid. Als konstruktiv wird Neid bezeichnet, wenn man dem anderen seinen Besitz oder Erfolg nicht missgönnt, sondern der Wunsch aufkommt, es dem anderen gleich zu tun. Man könnte beispielsweise sparsamer sein, um sich ebenfalls sein Traumgewehr leisten zu können. Oder eben nicht nur am Samstag auf gut Glück einen Hochsitz besteigen und warten, dass der Kapitalbock oder ein Hauptschwein vielleicht hier vorbei zieht. Dieser Neider arbeitet also an sich und seinen Fähigkeiten.

Als ich intensiv in der Chronik meiner Erinnerungen und in Berichten anderer Menschen forschte, war ich erschrocken und bald geradezu schockiert. Denn neben allem, das Jagd und Jägern durchaus zur Ehre gereicht, hatte sich leider neben Ungutem auch nicht Tolerierbares angesammelt. Zusätzlich kommen längst Tendenzen, die zwar gut in eine Freizeit- und Spaßgesellschaft passen, die aber ignorieren, dass Jagd (und zwar auch und gerade Freizeitjagd) vor allem mit Pflichten gegenüber der Gesellschaft und mit Verantwortung gegenüber Wald und Wild verbunden ist. Wer Jagd ausschließlich als Hobby betrachtet, sollte lieber Briefmarken sammeln oder Golf spielen. Jagd ist ein Handwerk, welches man weder „mal so nebenbei“ ausüben, noch in den derzeit angebotenen Crashkursen erlernen, geschweige denn hernach beherrschen kann. Und ich muss feststellen, dass sich die bereits von Luther erkannten Charaktere bis in unsere Zeit herüber retten konnten. Folgen wir also anhand des Luther-Zitates einer langen Fährte, hinterlassen vom Handeln in unmittelbarem und mittelbarem Zusammenhang mit der Jagd, durch Frauen und Männer der grünen Zunft, aber auch durch nicht-jagende Zeitgenossen und besonders von Ämtern und Institutionen.

Übrigens weiß ich, dass es nach wie vor recht unvorsichtig ist, so etwas schwarz auf weiß festzuhalten.



VERHÄNGNISVOLLER SONNTAG

Unter dem Pseudonym „Der „wilde Jäger“ war der märkische Rittergutsbesitzer Walter L. Fournier bis in die 1930er Jahre für Jagdzeitschriften und als Autor klassischer Werke tätig. Als Waldgutbesitzer hatte sich der „Wilde“ gute forstliche Kenntnisse angeeignet, sein eigentliches Gebiet blieb jedoch stets die Jagd.

Dass er den alkoholischen Getränken im wahrsten Wortsinne „über die Maßen“ frönte, bestätigen Aufnahmen aus seinen späteren Lebensabschnitten. Auf diesen erscheint er als ein vom Genuss tausender Flaschen Rotspohn arg gezeichneter, schnell gealterter Mann mit aufgedunsenem Gesicht.

Die, welche es restlos erfasst zu haben glaubten, machte er stets mit gelungenen Pseudonymen lächerlich. Wie beispielweise Oberförster Brathahn, Jagdaufseher Knallmüller oder Forstassessor von Neidebock. Obwohl er selbst einmal den schönen Försterberuf ergreifen wollte, sind immer wieder gewisse Vorbehalte gegen bestimmte Vertreter dieser Spezies feststellbar. Er ärgerte sich über die „unleidlichen Gesellen“, deren Größenwahn ins Unermessliche zu wachsen drohe: „Alles was nicht mindestens bei den Jägern gedient, drei Jahre auf Forstakademien die Hosen abgescheuert und dann noch einige Jahrzehnte in Staatsforstrevieren die Stiefelsohlen abgelaufen hat, alles das gehört zum jagdlichen Proletariat, steht mehrere Stufen unter ihnen, und darf, wenn einer jener Bevorzugten seinen Mund auf tut, nur andächtig lauschen, weil er nichts oder nur wenig davon versteht.“

Speziell über diese „Neidebocks“ ärgerte er sich besonders, war aber selbst auch nicht davon abzubringen, anderen übel mitzuspielen.

„Der liebe Gott hat uns den sogenannten Geist gegeben, nicht, dass wir uns betölpeln lassen, sondern dass wir andere übertölpeln. Gebe ich einem Gast einen jagdbaren Hirsch frei, so handelt es sich nur um eine Grenze, wo ich selbst nur Wechselwild habe, legt er dort einen Kapitalen um, so freue ich mich, dass sich mein Nachbar ärgert.“

Die von Fournier besonders aufs Korn genommenen „Neidebocks“ und gegenseitige üble Machenschaften an Jagdgrenzen sowie deren Auswüchse zeugen von allerbestem Jagdneid. Darüber gibt ein Rehgehörn, dessen Träger bereits vor über hundert Jahren erlegt wurde, beredte Auskunft.

Dieses Sechsergehörn stammt von einem recht geringen Rehbock und hatte aus Desinteresse der Nachfahren des ehemaligen Erlegers den Weg auf den Trödelmarkt gefunden. Dort entdeckte es ein Jäger und wurde durch eine Niederschrift auf der Rückseite des schlichten Gehörnbrettchens neugierig

Was war geschehen? In einer bäuerlichen Jagd hatte dieser Bock einst seinen Einstand genommen und war auch irgendwann dem Pächter aufgefallen. Doch lässt sich solch alter schlauer Rücksetzerbock nicht jeden Tag und gleich nicht recht nicht pünktlich zur selben Stunde erblicken. Der Jäger hat sich also sicher oftmals umsonst bemüht. Drüben, über der Grenze, erstreckte sich der fiskalische Wald. Forstrevier – gedrillte Nadelholzreihen mit magerem, lichthungrigem Unterwuchs. Die saure Äsung auf den wenigen Blößen war für Rehwild unattraktiv.

Nur ergeben sich zur Brunftzeit andere Prämissen für die Männlichkeit im Rehbestand. Da kommt es dann schon öfter zum Wechseln herüber, aber auch hinüber. Mitunter konnte es gar geschehen, dass der beste Sechserbock aus der Herzkammer des eigenen Reviers plötzlich „drüben“ erlegt wurde.



VERHÄNGNISVOLLER SONNTAG

Und die speziellen „Abfangleitern“ im Forst, ein wenig zurückversetzt, waren dem Jagdpächter hinlänglich bekannt.

Noch vor der Brunft, als eines späten Abends bereits Leuchtkäfer um die Stämme tanzten, schien ihm, als lehne da drüben jemand an einer der Altfirmen. Halbverdeckt und durch das Einschwärzen der Nacht mehr zu erahnen als tatsächlich zu sehen. Der Förster? Wenn ja, dann könnte der auf denselben Bock aus sein.

Da blieb nur eins, bei dieser Situation im Grenzland. Der Jäger hatte dann auch an einem Frühmorgen den entscheidenden Treff mit dem alheimlichen Bock, und – wenig später – die Anzeige des Försters wegen „Ausübens der Jagd am Sonntag“ im Briefkasten. Für alle, die so etwas nicht für möglich halten: Je nach Landesrecht (Gesetz über den Schutz der Sonn- und Feiertage) kann für die ortsübliche Zeit des Hauptgottesdienstes die Ausübung einer Treibjagd (Gesellschaftsjagd) verboten werden. In der Regel sind die Gemeinden ermächtigt, die ortsübliche Zeit der Verordnung näher zu regeln.

Damals, als der Weidmann den für ihn verhängnisvollen Bockabschuss tätigte, war benanntes Gesetz noch enger gefasst und somit Sonntagsjagd generell verboten. Man hatte das Dritte Gebot zu achten: „Du sollst den Feiertag heiligen“. Und solches gefälligst in der Kirche.

Im darauffolgenden Gerichtsverfahren wurde der Sonntagsschütze zu einer Geldstrafe von 60 Mark verurteilt! Weder Richter noch Schöffen hielten es für nötig, den Forstbeamten, der gleichsam als Kläger und Zeuge auftrat, zu fragen, wo er selbst denn eigentlich an diesem Sonntagmorgen gewesen sei. Noch interessanter wäre die Überprüfung seiner Vorhaben zu benannter Zeit gewesen. Der Pfarrer will ihn jedenfalls nicht in der Kirche gesehen haben!



RINGELTAUBEN UND EIN SABOTEUR

Die Parzelle Hochwald befindet sich am Ende des „Niederer“. Bis zur Bodenreform in Ostdeutschland gehörte der Wald dem Herrn Pfarrer. Das längst hiebreife Holz ist mit seinen pittoresken Baumveteranen ein Magnet für Wildtauben. Deshalb führte mich die Pirsch zu diesen mächtigen Stämmen.

Kaum befand ich mich unterm schattenden Fichtendunkel, fiel weit vor mir ein Flug Ringeltauben ein. Mit vorsichtigen Schritten arbeitete ich mich auf diesen Punkt zu. Das kostet weitaus mehr Zeit als angenommen. Vom Wetter über Jahre graugelaugte Fallbäume versperrten den Saumpfad.

Langsam wurde es anstrengend. Ständig auf den Waldboden zu achten, aber auch die Tauben im Wipfel der höchsten Altfichte im Auge zu behalten, fordert höchste Konzentration. Dann zog sich in schmalen Windungen ein vielbelauener Wildpass steil aufwärts. Schweiß perlte unterm Hutrand die Stirn herunter. Kurzes Verharren, denn Jagdglück und Hast passen nicht zusammen.

Im Hochwipfel der angestrebten Fichte begann ein Tauber sein Rufen. Gut vernehmbar trug mir der entgegenstehende Wind die folgenden Strophen heran. Während er sich anstrengte, die Aufmerksamkeit der Gefiederpflege betreibenden Damenwelt zu gewinnen, gelang mir's um zehn, zwölf Gänge näher zu kommen. Nochmals ein paar unhörbare Schritte. Mit einem Mal ging es nicht weiter. Jedenfalls nicht ohne aus der Höhe wahrgenommen zu werden. Wurzelstöcke stehen da. Zeit und Wetter fressen an ihnen und der Schwamm wächst aus ihrem toten Holz heraus. Wollte ich die verrottenden Relikte vor Jahrzehnten geleisteter Holzfällerei umgehen, wäre ich wahrscheinlich nicht unentdeckt geblieben. Mit erzwungener Ruhe suchten die Augen nach anderen Möglichkeiten. Unter diesen Bemühungen wäre mir beinahe entgangen, dass der Tauber bereits verschwiegen.

Und da war es passiert! Mit klatschendem Flügelschlag stand die ganze Taubengesellschaft auf und strich über den deckenden Ästen davon. Hoch hinauf, ins Blau des Himmels und in großer Kurve davon, weit über die Feldflur. Im Vorbeigehen bekam der erste Wurzelstubben einen tüchtigen Tritt verpasst, dass es nur so mulmte. Sollte ich nun lustlos weiterschlendern, oder lieber den Schlich auf die Tauben fortsetzen? Wohin nun am besten? Sogleich hatte sich das entschieden. Nicht weit heulte und girrte es wieder. Tauben schwangen plusternd ein. Ein paar schwache Tännlinge, Stiefkinder des Lichts, geben nur spärlich Deckung. Dort oben, auf dem leicht wankenden Wipfel, war man jedoch noch rege beschäftigt. Die Tauben trippelten entlang der weitsperrenden Äste, lüfteten das Gefieder durch eifriges Schütteln um sich dann umständlich zurechtzurücken. Nun war die Position günstig. Vorsichtig, ganz allmählich schob ich die Flinte an einem alten, mannshohen Stumpf aus meiner Deckung. Ich konnte die in schillerndes Grün eingerahmte weiße Halsbinde des Balzenden deutlich erkennen. Doch da ließ mich sein aufmerksames Äugen zu mir hin, erschrecken. Die leichte Bewegung beim Anheben der Waffe war dem Tauber also nicht entgangen. Mit lautem, klapperndem Flügelschlag strich die bereits sicher geglaubte Beute ab.

Als wolle er mich ärgern, schwang sich der Tauber nach etwa hundert Gängen wieder ein. Bei dieser Entfernung wäre Vernunft angebracht gewesen und der da oben hätte girren können, bis ihm die



Puste ausging. Jedoch, das Jagdfieber hatte mich längst an seine unerbittliche Kandare gelegt. Den, der mich bereits mehrfach gefoppt hatte, wollte ich mir nun unbedingt herunterlangen.

Bei einer gewaltigen Altfichte drücke ich mich an den Stamm. Glänzende Harzgallen lassen ihre klebrigen Rückstände an Jackenärmel und Flintenschaft. Wollen nun doch mal sehen, ob es noch funktioniert und ich ahme den heulenden Balzton nach. Noch einmal und nach kurzer Pause wieder. Banges Warten.

Ja, er reagiert! Er ruckt mit dem Kopf und äugt um sich. Ich sehe ihn plötzlich erstarren. Hat er mich etwa wieder mitbekommen? Der Tauber zupft sich nervös im grauen Gefieder, schwingt sich von seiner Warte und fällt genau über mir in die dichte Baumkrone ein. Kurz darauf schwingt an einem Astausläufer das Nadelgezweig. Auch der Tauber sucht den Sichtkontakt zu seinem vermeintlichen Konkurrenten. Das abdunkelnde Geäst durchschragt ein breites Lichtband. Nach prickelnden Sekunden erscheint ein wenig Brustgefieder, im Tageslicht zart rosafarben. Dann die astumfassenden roten Tritte. Ringsum knurren unsichtbare Täuber.

Lange, sehr lange dauert es, bis das Korn durch Astgewirre sein Ziel gefunden hat. Dazu lässt auffrischender Wind den Wipfel unregelmäßig schwingen.

Wieder schwirren Tauben heran. Der über mir plustert sich nun gewaltig auf und beginnt seinen Ruf von neuem. Ja, das mag man mir ruhig glauben: die Strophe lasse ich ihn beenden, ehe sich der Drückefinger krümmt. Dann bricht jäh der Schuss. Aststücke, Baumrinde und Unmengen Fichtennadeln rieseln zu mir herab.

Am Wipfelsaum wogt eine Wolke von Federn sanft abwärts. Dicht neben mir trudelt eine Stoßfeder. Sie leiert in schnellen Spiralen wie ein Propeller. Ein weitausladender Ast wippt leicht. Dann wird ein darunter liegender von etwas angeschlagen und schließlich vibriert ein Dürrast. Dampf plumpst einige Schritte vor mir der schwere Tauber in die rotbraune Nadelstreu. Rings um ihn verteilt sich das Federbett des Aufschlages.

Auch ihm wird ein paar Minuten „Stille Wacht“ gehalten. Auf zartes Moosgefaser abgelegt, kann ich die herrliche farbliche Zeichnung des Tieres betrachten. Die Stimmung solch glückseliger Momente ist eines der Geheimnisse der ganzen Jagd. Ein wuchtender Kracher in der Nähe, lässt mich derart aufschrecken, dass mir der Puls losrast. Ein Geräusch, wie beim Aufschlag eines Schrankes, der aus dem Fenster gekippt wurde.

Nicht nur erschreckend, sondern eigenartig bis mysteriös war das.

Hinter einer riesenblättrigen Kletterwildnis entwickelt sich ein sehr schmaler, geharkter Zwangspass. Und wie ich auf diesen künstlich angelegten Steig nieder blickte, war da plötzlich dieses Geräusch hinter mir...

Jemand musste sich dort sehr behutsam durch dicht verschränkten Unterwuchs zwängen, um möglichst ungesehen wegzugelangen.

Was war hier faul?

Ein dünnes Drahtseil, noch schwach nachschwingend, hing vor mir und daran ein ausgelöstes Fangschloss. Zu meinen Füßen das Oberteil einer Prügelfalle aus starkem Eschenholz. Dieses niederstürzende Schwergewicht hatte mich also dermaßen erschreckt.

Eine solch spezielle Falle hatte der Frieder hier installiert.



Ein Jemand, den ich nur noch ganz kurz von hinten sehen konnte, wie er schon hinterm Bienenwagen am nächsten Fichtensaum verschwand, musste das Fangschloss ausgelöst haben, um die Falle zu entschärfen.

Wenn jetzt da drüben ein Moped anspringt und sich in Richtung Ruh-Teich entfernt, ist mir der „Saboteur“ kein Unbekannter. Na, dachte ich mir’s doch!

Den hier anzutreffen war an sich nichts Absonderliches. Aber unter jenen, welche dem Frieder, der eigentlich Gerhard hieß, nicht nur den Fangerfolg neiden, sondern dessen souveräne Stellung in der Gunst des Jagdleiters, hätte ich ihn nicht eingeordnet. Sieh einer an. Oder hatte das etwas mit einstmaligem Besitz zu tun, auf dem nun Fremde machten was sie wollten?

Wie dem auch sei. Es schien jedenfalls zu einer Art pflichtschuldiger Regelmäßigkeit geworden. Wann immer mich mein Weg am Fallenstandort vorbei führte, war stets das Fangschloss ausgelöst, der schwere Schlag herunter gekracht, aber nie etwas darunter gefangen. Bis eines Tages Seil und Fangschloss fehlten und weißgrünes Moos die schweren Bohlen mit dicken, halbkugeligen Polstern überzog.

MEDAILLETRÄUME

Als der Rehbock mit dem später ausgepunkteten Weltrekord-Gehörn in einem ungarischen Revier bei Martonávsár in den Weizen niedersank, ging ich noch zur Schule. Erst später, da ich bereits als Jagdhelfer mit all dem in Berührung kam, lernte ich diese sagenhafte Rehkronen und deren Bedeutung für den Erleger kennen. Die ungarische wissenschaftliche Literatur über das „Geheimnis des Weltrekords“ kannte ich bald auswendig und in manchem Traum hielt ich solch ein Gehörn in Händen. Heute hängt ein Duplikat in unserem Wohnzimmer. Vorschnell urteilende Menschen halten mich deshalb für einen, der sich mit fremden Federn schmückt. So ist es aber keineswegs. Ich habe das kapitale Gehörn ins Zentrum einer Wand mit meinen Böcken platziert, um zu dokumentieren, wie weit auch der Beste darunter immer noch von dem Rekordbock in Masse und Stangenlänge entfernt ist. Und selbst dieser Ungarn-Bock ist durch andere Spitzengehörnträger von seinem ersten Rang längst wieder verdrängt worden. Ich will damit nur aufzeigen, welch aussichtsloses Unterfangen es war, kapitale Gehörne durch den Wahlabschuss, also die „Hege mit der Büchse“ zu erreichen. Was ist da manchmal für ein Theater um ein bescheidenes „Erzgebirgshörnlein“ gemacht worden, wenn es ein paar lächerliche Gramm über dem Limit des II b-Bockes wog oder einmal zuviel vereckt war!

Nach der Erlegung eines Jährlings mit Hilfe des „Gespenst Machens“, war es noch grotesker. Lag da ein gebleichter Schädel vor seinen Begutachtern mit dünnen, verbogenen Spießen darauf, welche in halber Lauscherhöhe endeten. Ich weiß nicht was damals Baumann, den Jagdleiter, kratzte, der einem riesigen Gebiet vorstand, in dem das Erlegungssoll von Rehwild in die Hunderte ging. Jedenfalls nahm der Mann das Hörnchen zwischen Daumen und Zeigefinger und meinte: „Aber die sechzig Gramm-Grenze kann das eventuell schon überschreiten“.

Die Demminer Jäger ringsum, mussten über diese Haarspalterei herzlich lachen. Heinrich Witt, der Uhrmachermeister, fing sich als erster: „Übertreib es jetzt bloß nicht, oder hastè heute etwa schon was Hochprozentiges getrunken?“

Es müsste nun allen in der grünen Zunft klar sein, wie wenig der Mensch zur Veranlagung eines Rehbockes beitragen kann. Diesen „Beitrag“ leistet das Muttertier. Gott sei Dank! Und deshalb war die nochmalige Unterteilung von Böcken der Klasse I in I a und I b Haarspalterei. Geschuldet deutscher Reglementierwut altpreußischer Prägung. Prof. Dr. Zygmunt Pielowski von der polnischen Wildforschungsstelle Czempin schrieb dazu, dass im alten Polen beim Rehwild nur Böcke bejagt wurden, und hier wiederum ausschließlich die Sechser. Bekanntermaßen ist hierdurch der Rehwildbestand Polens weder zusammengebrochen, noch weist dieser qualitative Degenerationserscheinungen auf. Am 12. August 1973 erlegte Werner, unser Jagdleiter, einen sieben bis acht Jahre gehegten, hochkapitalen Rehbock am Ufer des Beuthenbaches. Auf der internationalen Jagdausstellung 1976 in Budweis erreichte dessen Kopfschmuck 178,55 Punkte und wurde mit der Goldmedaille ausgezeichnet. Ebenso 1981 in Plovdiv. So sammelten sich im Laufe der Jahre mehrere Goldmedaillen an. Aber auch dieses einmalige Weidmannsheil im jägerischen Leben des Werner Rentsch blieb nicht ganz ungetrübt, denn die Obrigkeit, die bekanntermaßen stets eifersüchtig und neidisch darüber wacht, dem eigenen Klügel außergewöhnliche Trophäenträger zu reservieren, fühlte sich um einen solchen betrogen.



Deshalb erhielt der Erleger auch unmissverständlichen Bescheid. Er wisse doch ganz genau, dass der Abschuss solch eines Rehbockes mit Aussicht auf Prämierung bei internationalen Ausstellungen für verdienstvolle Funktionäre der Partei vorbehalten sei. Außerdem war man erbost darüber, dass der dafür zuständige Forstwirtschaftsbetrieb nicht bereits im Vorfeld informiert worden war. Ja warum wohl nicht? Weil unser Jagdleiter verhindern wollte, dass irgendwer aus dieser Genossen-Filzokratie, der garantiert nicht einmal wusste, dass Orte wie Neuwürschnitz oder Beutha überhaupt existieren, dorthin gefahren wird, um ein Stück Wild niederzuknallen und schnell zu verschwinden; um sich hernach mit der von Helfershelfern präparierten Rehkronen zu brüsten, was er doch für ein hegender Weidmann ist. Um über die innerhalb der forstamtlichen Bereiche existierenden geradezu feudalhöfisch intriganten Zusammenhänge bei der Zuweisung derartig hochgradiger Abschüsse zu berichten, wären weitere Kapitel nötig. Mittlerweile ist das ehemalige Jagdgebiet Nr. 42 in viele kleine Pachtreviere zerstückelt worden. Gingen damals auf diesem Territorium acht Weidmänner zur Jagd, sind es durch die Parzellierung heute dreißig. „Ein guter Bock wird in diesem ‚Minenfeld‘ sicher nicht mehr acht Jahre alt“, prophezeite Werner Rentsch.

Foto: dem Buch
„Bockjagd“ von
W. Schulte
entnommen
©B. Winsmann-
Steins/©2009
Verlag J.
NEUMANN-
NEUDAMM AG
Melsungen

**„Der
Ausnahmebock
vom
Beuthenbach
und sein
Erleger“**

